



Topf auf der Straße. Der Beginn der Pariser Cholera-Epidemie von 1832 in einer Illustration der „Histoire Populaire de la France“.

Foto: Getty

Königsdisziplin Hygiene

Marcel Prousts Vater Adrien war im 19. Jahrhundert einer der führenden Seuchenexperten. Obwohl er im großen Roman seines Sohnes nicht auftaucht, spielt die Medizin darin eine große Rolle

VON GERRIT BARTELS

Die Szene ist eine zentrale in „Guermantes“, dem dritten Band von Marcel Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, wenn nicht gar eine zentrale der gesamten „Recherche“, wie Prousts Großwerk griffiger genannt wird. Die Großmutter des Erzählers erleidet in den Champs-Élysées einen Schlaganfall, und weil ihr Enkel gerade zufällig den „berühmten Professor E.“ getroffen hat, „der mit meinem Vater und meinem Großvater befreundet oder zumindest gut bekannt war“, fragt er diesen kurzerhand, ob er seine Großmutter nicht sofort untersuchen könne. Nur widerwillig kommt Professor E. dieser Bitte nach. Er hat eine Abendeinladung, muss sich umziehen, einer seiner Fräcke hat einen Riss. Er erklärt sich zu einer fünfzehnmütigen Untersuchung bereit und diagnostiziert dann knapp und wenig einführend, dass

Sie sind hybride, vielfältig zusammengesetzte Persönlichkeiten, mitunter wenig schmeichelhafte Figuren und sorgen sich wie Cottard mehr um ihren gesellschaftlichen Rang als um ihre Patienten.

Dass es ihrer so viele in der „Recherche“ gibt, liegt daran, dass Marcel Proust aus einer Ärztfamilie stammte. Sein Vater Adrien und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Robert waren erfolgreiche Ärzte. Die Medizin spielt in den Tiefenschichten der „Recherche“ eine tragende Rolle. Mit Vergleichen und Metaphern spart der Erzähler nicht, wenn es um die Liebe von Swann zu Odette oder die von ihm zu Albertine geht. Die Übergänge ins Pathologische sind fließend, die mit einer Liebe einhergehende Eifersucht stellt sich als kaum zu therapierende Krankheit mit einer vielgestaltigen Symptomatik dar.

Nun ist der Vater des Erzählers kein Arzt, sondern Ministerialrat im Außenministerium – autobiografische Spuren versuchte Proust so viele es ging in der „Recherche“ zu verwischen; auch Geschwister hat der kleine Marcel nicht. So viel medizinisches Wissen in die „Recherche“ eingegangen ist, insbesondere auch auf dem Gebiet der nervösen Leiden, der „Neurasthenie“, so viele Ärzte darin auftauchen, so wenig bis gar nicht kommt das Fachgebiet vor, auf das sich der Vater im Verlauf seiner Karriere konzentriert hat: die Hygiene.

1834 in Illiers als Sohn kleiner Kaufleute geboren, wird Adrien Proust mit nicht einmal dreißig Jahren 1863 zum Leiter der Pariser Charité berufen. Auf einer Reise nach Sizilien 1867 erlebt er, was für Maßnahmen dort gegen die Cholera ergriffen werden. Zwei Jahre später ist er im Auftrag der französischen Regierung in Russland und Persien unterwegs, um die Verbreitungswege der Cholera zu erforschen; ihren Ursprung verortet er in Indien. 1874 wird er Leiter des französischen Gesundheitswesens, und mehrmals nimmt Adrien Proust an internationalen Gesundheitskonferenzen teil, auf denen es um Seuchenprophylaxe und die Eindämmung von Seuchen geht.

Adrien Proust war gleichermaßen Feldforscher wie Kliniker, der zahlreiche Schriften über seine Fachgebiete publizierte, Essays wie „La défense de l'Europe contre le choléra“ oder den „Essai sur l'hygiène internationale, ses applications contre la peste, la fièvre jaune et le choléra asiatique“, beide 1873 erschienen. Aus gegebenem Anlass hat gerade die in Essen erscheinende Literaturzeitschrift „Schreibheft“ zwei Texte von ihm übersetzen lassen, dazu gibt es ein Nachwort des Arztes, Proust-Experten und Vorsitzenden der deutschen Proust-Gesellschaft Reiner Speck.

Zum einen das Vorwort zu einer Hygiene-Schrift von 1877 („Traité d'hygiène publique et privée“), zum anderen ebenfalls ein Vorwort zu einem 1883 veröffentlichten Cholera-Buch. Wie umfassend Adrien Proust sein Fachgebiet betrachtet, wird hier deutlich. Hygiene ist für ihn nicht allein eine Vorsichtsmaßnahme, Gesundheitsprophylaxe, sondern

das Mittel, um den Menschen in seiner Gesamtheit zu fassen, körperlich, psychisch, geistig; „Derart betrachtet überschreitet sie die engen Grenzen der Medizin; und die Biologie, die Anthropologie, die Gesetzgebung, die gesamte Menschheitsgeschichte vereinigen sich, um die Grundlage und gleichsam das eigene Gebiet dieser Wissenschaft zu bilden. Alles, was den Menschen betrifft, gehört zur Hygiene; er muss sich einfach für alles interessieren und kann sich den Gedanken des Dichters zueignen: Nil humane a me alienum puto.“

Meer, sodass „jede direkte Verbindung zwischen den verdächtigen oder verseuchten Waren aus Indien und Ägypten unterbrochen wurde“. Vermal sei man damit, so Dr. Proust, erfolgreich gewesen – bis eben 1882 die Briten kamen.

Mögen die Hygiene und die Epidemiologie damals junge Wissenschaften gewesen sein, so unterscheiden sich die gegenwärtigen Erkenntnisse über die Verbreitungswege und die Maßnahmen zu ihrer Eindämmung nicht so sehr von der Zeit eines Adrien Proust. Dieser schrieb auch in der Kultur- und Literaturzeitschrift „Revue des Deux Mondes“ zwei längere medizinische Aufsätze. Von denen setzt sich der eine, „Le pèlerinage de la Meque“ mit den Gefahren der Massenpilgerreise auseinander: Umso günstiger und deshalb zahlreicher die Pilger nach Mekka kommen können, desto mehr gehen diese billigen Reisen auf Kosten der Hygiene, desto gefährlicher ist es für die Gesundheit der Pilger. Und desto leichter können sich Epidemien entwickeln und zu Pandemien werden. Diese Schrift wirkt, als habe Adrien Proust damit schon das Zeitalter des Massentourismus vorhergesehen.

In der „Recherche“ spielt die Cholera überhaupt keine Rolle, einmal wird sie kurz erwähnt. Marcel Proust hat den Werdegang seines Vaters, seine Eigenschaften auf verschiedene Figuren verteilt, auf einen Arzt wie Cottard (der wie der Vater aus der Provinz stammt und am Ende an „Überarbeitung“ stirbt) oder auf den Diplomaten Norpois. Dieser ist ein ungleich berühmter Kollege des Erzähler-Vaters; beide reisen beispielsweise einmal zusammen nach Spanien. Norpois hat Verbindungen zur „Académie des sciences morales et politiques“, in welcher der Erzähler-Vater unbedingt Mitglied sein möchte.

Und er ist auch „sehr befreundet“ mit dem Herausgeber der „Revue des Deux Mondes“. „Er kann dich dort hineinbringen“, sagt der Vater zum kleinen Marcel zu Beginn des zweiten Bandes „Im Schatten junger Mädchenblüte“, auf Norpois verweisend. Und später, in „Guermantes“: „Er selbst hat sich sehr lobend über dich geäußert (...), und er könnte dir manchen guten Rat sagen, selbst wenn du Schriftsteller werden willst. Denn ich sehe schon, dass es darauf hinauslaufen wird. Man mag ja auch das als eine schöne Laufbahn ansehen, es ist freilich nicht das, was ich mir für dich gewünscht habe.“

Adrien Proust dürfte die beruflichen Ambitionen seines Sohnes recht skeptisch betrachtet haben; die Beziehung beider verlief nicht ohne Komplikationen; auch in der Dreyfuss-Affäre waren sie nicht einer Meinung. Adrien Proust stirbt 1903 nach einem Schlaganfall, während einer Gesundheitskonferenz in Paris (den Schlaganfall erleidet er übrigens wie die Großmutter im Roman auf einer Toilette). Der trauernde Marcel Proust bezeichnet ihn kurz darauf in einem Brief als „liebenswert und einfach“, als jemanden mit „viel edlerer Natur als ich“ – und widmet dem Vater 1904 seine Ruskin-Übersetzung „Bibel von Amiens“.



Universalgelehrter. Adrien Proust schrieb auch Kulturrezensionen. Foto: Nadar/Wikipedia

die Großmutter verloren, ihr Fall ein hoffnungsloser sei. „Im übrigen sind Sie ja bei Cottard in besten Händen.“

Doch auch Dr. Cottard, der in der „Recherche“ durchgängig vorkommt, macht oft genug den Eindruck einer sinistren, lächerlichen Figur. Obwohl ein sehr guter Arzt, gehören Eitelkeit und Karriereambitionen zu seinen auffälligsten Charaktereigenschaften. Es muss schon ein bedeutender Notfall sein, der ihn einen Mittwochsalon bei den Verdurins ausfallen lassen könnte, „wobei die Wichtigkeit mehr von der sozialen Stellung des Kranken als von der Schwere seines Falls abhängt“.

Als die Großmutter dann auf dem Sterbebett liegt, ist es der – tatsächlich nicht fiktive – Professor Dieulafoy, der nach ihr schaut und beim Abschied mit „taschenspielerhafter Geschicklichkeit“ das Kuvert mit der Gage für seinen Krankenbesuch einstreicht. Auch wenn Prousts Erzähler Dieulafoy schließlich als „der Takt, die Güte und die Einsicht selbst“ bezeichnet, kommen die Ärzte in der „Recherche“ häufig nicht gut weg, nicht die Genannten, nicht Dr. X, Dr. Percepied, Dr. du Boulbon, um weitere zu nennen.

ANZEIGE



Von Tagesspiegel-Chefredakteur Lorenz Maroldt und Tagesspiegel-Autor Harald Martenstein 288 Seiten, gebunden, Ullstein Verlag

19,99 € Bestellnr. 19657

SHOP TAGESSPIEGEL shop.tagesspiegel.de Bestellhotline (030) 290 21-520

Adrien Prousts Vorwort zu seiner Hygiene-Abhandlung ist philosophisch und literarisch durchdrungen, so wie er hier einen Parforceritt durch die Wissenschafts- und Geistesgeschichte unternimmt, um die Entwicklung der Hygiene über die Jahrhunderte nachzuzeichnen.

Im Vorwort zu der Cholera-Studie demonstriert er dagegen ganz praktisch, wie man mit der Sperrung globaler Hauptverkehrsstraßen, ob auf dem Land oder in diesem Fall besonders auf dem Wasser, der Cholera Einhalt gebieten kann. Der Suezkanal war Ende des 19. Jahrhunderts das entscheidende Nadelöhr. Hier waren es die Engländer, die als Kolonialmacht über Ägypten wirtschaftliche Interessen über medizinische Vorsichtsmaßnahmen stellten, nachdem sie Ägypten 1882 besetzt hatten. Adrien Proust verweist auf den von ihm weiterentwickelten „Cordon sanitaire“, auf die Überwachung der Seewege und die von den Franzosen errichtete Sperre im Roten

Charakter braucht ein starkes Rückgrat

Beeindruckende Wiederentdeckung aus der Trümmer-Ära: Susanne Kerckhoffs „Berliner Briefe“

Als vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg endete, fühlten sich die meisten Deutschen besiegt und gedemütigt. Von Verantwortung wollten sie nichts wissen. Nazis, das waren die anderen.

Daran erinnerte zuletzt der Schriftsteller und Filmemacher Georg Stefan Troller, 98 Jahre alt. Er stammt aus einer jüdischen Wiener Familie, entkam über die Tschechoslowakei und Frankreich nach Amerika und gelangte 1945 als Dolmetscher in US-Uniform nach Süddeutschland. In Dachau war er dabei, als Anwohner durch das Konzentrationslager geführt wurden, vorbei an Leichenbergen. „Das Wort Befreiung habe ich damals nie gehört“, erzählte Troller in einem Interview. Die Deutschen, mit denen er sprach, beteuerten, Regimegegner gewesen zu sein. Besonders verbreitet sei der Spruch gewesen: „Leider hat der Führer nichts davon gewusst.“ Wenn selbst Hitler nichts vom Holocaust gewusst hatte – wie konnte man dann dessen Untertanen beschuldigen?

Nichts gewusst zu haben, nicht mitgemacht, nur mitgelaufen zu sein, so lautete noch jahrzehntelang die Selbstentlastung. Aber es gab Ausnahmen, bereits unmittelbar nach dem Krieg. „Wer im Frühling 1945 nicht aus dem Gefängnis oder dem Konzentrationslager kam, ist mitverantwortlich“, schrieb Susanne Kerckhoff 1948. „Wer in sich selbst hineinsieht, der wird stumm.“ Kerckhoffs „Berliner Briefe“, die jetzt im auf Wiederausgrabungen spezialisierten Verlag Das Kulturelle Gedächtnis noch einmal herauskommen, sind ein beeindruckendes Zeitdokument. Sie wirken wie eine Flaschenpost aus einer aufgewühlten Zwischenzeit, in der sich auch einstige Täter als Opfer sahen und neue Kämpfe in Form des Kalten Kriegs begannen. Selbstkritisch in sich hineinzusehen und dann aus Scham stumm zu werden, das war mutig.

Susanne Kerckhoff, 1918 als Tochter einer Musikerin und eines Germanisten in Berlin geboren, hatte im „Dritten Reich“ durchaus so etwas wie Karriere gemacht. Sie wurde als jüngstes Mitglied in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen, veröffentlichte Unterhaltungsromane, studierte Philosophie, heiratete einen Buchhändler und bekam mit ihm drei Kinder. Zum Regime blieb sie auf Distanz und versteckte jüdische Freunde und Bekannte im Keller ihres Köpenicker Elternhauses. Im Buch schildert sie eine beklemmende Begegnung auf dem Kurfürstendamm. Sie trifft einen Herrn, der ihr auszuweichen versucht. Als sie ihn begrüßt, hält er den Hut vor dem Stern auf seiner Brust, den ab 1941 alle Juden tragen mussten, wenn sie das Haus verließen. Kerckhoff spricht von der „tödlichen Gleichgültigkeit des Asphalts“ und von ihrer Irritation. „Plötzlich merkte ich, dass ich ihm leid tat.“ Am nächsten Tag will sie ihn in der Uhlandstraße besuchen, aber die Gestapo ist vor ihr dagewesen und hat seine Wohnung verplombt.

Bei dem Herrn handelt es sich um den Vater des Freundes, an den die 13 Briefe gerichtet sind. Aber es bleibt ein Monolog, seine Antworten fehlen. „Helene“ nennt sich die Erzählerin, eine Lehrerin, in der Kerckhoff zu erkennen ist. Poetisch stellt sie fest, ein „Teil des Trümmeratems von Berlin“ zu sein, und beharrt doch darauf, in „kein Lager“ zu gehören. Außer ins Lager derer, „die sich in keiner Weise beruhigt haben“. Der Riss, der die Stadt in West und Ost trennte, ging mitten durch sie hindurch. Als Schülerin hatte sie sich der Sozialistischen Arbeiter-Jugend angeschlossen, die der SPD nahestand, 1948 trat sie in die SED ein – und haderte mit beiden Parteien. Für Hans, den jüdischen Vertrauten, dem He-

lene nach Paris schreibt, dürfte es ein Vorbild geben, das Herausgeber Peter Graf allerdings nicht identifizieren konnte.

Kerckhoff hört genau hin, beobachtet scharf und bleibt skeptisch. Statt eines wirklichen Neuanfangs sieht sie bloß eine „Formal-Demokratie“, in der sich die „Schaukelpferdchendeutschen“ jeweils der stärkeren Seite zuwenden. Dazu passen die opportunistischen Witze und Redensarten, die sie auf der Straße aufschnappt oder in der Zeitung liest: „In der Nazizeit hat uns einer gezwiebelt – jetzt zwiebeln uns vier!“ Einen „schuldbewussten Nazi“ habe sie noch nicht getroffen.

Bei einem Treffen des Abiturjahrgangs schwärmt die ehemalige BDM-Führerin – „ärgste Antisemitin unserer Schule“ – von ihrem neuen Job als Dolmetscherin bei den Amerikanern. „Wen repräsentiert unsere Schulkasse? Ist sie typisch?“, fragt Kerckhoff. Die Töchter gutbürgerlicher Familien des Berliner Westens glauben, stets anständig gewesen zu sein, halten Berichte über die Konzentrationslager für aufgebauscht und berufen sich zur Erbauung nun statt auf die Innerlichkeitsliteratur von Hamsun oder Carossa auf „westliche Kulturen“ und das Christentum. Feige gewesen zu sein, von diesem Vorwurf nimmt sich die Schriftstellerin nicht aus. Ihr „charakterliches Rückgrat“ habe sich als nicht so „köstlich steif“ erwiesen, wie sie es sich einbildete.

Neben viel Zorn spürt man in diesen Texten auch den Enthusiasmus einer jungen Frau, die mithelfen möchte am Auf-

Auch die Antisemiten versicherten, anständig gewesen zu sein

bau einer anderen, besseren Welt. Aber sie saß immer noch oder schon wieder zwischen allen Stühlen. Wenn Kerckhoff die Parolenhaftigkeit des verordneten Antifaschismus beklagt, ist das auf die SED gemünzt, ihre eigene Partei. Sie beklagt Versorgungs-

mängel, neues Duckmäusertum und den „monotonen Lob- und Preisgesang auf Russland“. Das Kriegsende hatte die Schriftstellerin mit ihrer Familie im Emsland erlebt, 1946 trennte sie sich von ihrem Ehemann und den Kindern und kehrte nach Berlin zurück. Ihre Berliner Briefe kamen im Westteil der Stadt heraus, im Wedding-Verlag, der von dem Schriftsteller Wolfgang Goetz gegründet worden war. Bald darauf stieg sie im Ostteil zur Feuilletonchefin der „Berliner Zeitung“ auf. Sie blieb unangepasst und wurde wegen „schwankender ideologischer Haltung“ getadelt. Im März 1950 starb sie durch Suizid.

Weniger Tage zuvor hatte Susanne Kerckhoff in der „Berliner Zeitung“ ein „Volkslied“ veröffentlicht. Zwei Kinder verrieten sich wie Hänsel und Gretel im Wald, wo sie im „funkelnden Eis“ zwischen schönen Tannen erfrieren. Das Gedicht ist inzwischen Schulstoff, aber im Literaturkanon ist Kerckhoff noch nicht angekommen. Die Berliner Briefe gehören in eine Reihe mit den Kriegs- und Nachkriegsaufzeichnungen von Ruth Andreas-Friedrich („Der Schattenmann“) und Marta Hillers („Eine Frau in Berlin“). Gerne möchte man mehr von Kerckhoff lesen. Im nächsten Jahr soll ihr Roman „Die verlorenen Stürme“ (1947) wieder aufgelegt werden. CHRISTIAN SCHRÖDER

— Susanne Kerckhoff: *Berliner Briefe*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Peter Graf. Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, Berlin 2020. 112 Seiten, 20 €



Zwischen allen Stühlen. Susanne Kerckhoff, 1918 in Berlin geboren, hatte während der NS-Diktatur jüdische Freunde versteckt. Nach dem Krieg trat sie in die SED ein und stieg zur Feuilletonchefin der „Berliner Zeitung“ auf. Sie kritisierte den verordneten Antifaschismus und wurde wegen „schwankender ideologischer Haltung“ getadelt. 1950 starb die Schriftstellerin durch Suizid. Foto: Getty